

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 8

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



5700 Meter hoch im Flugzeug: Der Franzose Bégonne, der in Villacoublay bei einem Höhenfluge den Weltrekord von Perreyon (5880 Meter) bis auf 170 Meter erreichte.

## Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

**A**a viele," versicherte die Mutter, froh, daß er auf andere Gedanken zu kommen schien, „und auch andere Herren im schwarzen Frack und mit funkeln den Sternen auf der Brust, und schöne Damen in seidnen Kleidern —“

„Über die schönste warst doch du," flüsterte der Knabe zärtlich und drückte seine Hand liebevoll an ihre weiche Wange.

Frau von Willersfeld lächelte. Sie gestand sich, daß alle Schmeicheleien, mit denen sie diesen Abend reichlich überschüttet worden war, sie nicht so erfreut hatten, als dieses naive Lob aus Kindesmund.

„War Raimunds Vater auch dort, Mama?"

„Der Major von Werter? Ja.“

„Weißt du's schon, Mamachen, Raimund soll jetzt bald in die Kadettenschule kommen. Er wird Offizier wie sein Vater. O Mama, Raimund hat recht, ich kann mir nichts Schöneres denken, als Offizier zu sein — und da will Papa, ich soll die Rechte studieren und Staatsanwalt werden, wie er. Dazu habe ich so gar keine Lust, es kommt mir so langweilig vor," setzte er in halb Weinerlichem Tone hinzu. „Ich möchte lieber auch die Kadettenschule besuchen und ein stammer Offizier werden... Glaubst du, daß Papa es zugeben wird?"

„Jetzt ist es noch zu früh, darüber eine Entscheidung zu treffen, Alesso! Wenn du aber in vier Jahren noch so denkst, ich glaube nicht, daß dir dein Vater einen Beruf aufdrängen wird. Du mußt ihm eben deine Wünsche vortragen.“

„Aber du wirst mir bitten helfen, nicht wahr?"

„Das wird sich später alles finden, jetzt versuche einzuschlafen.“

Doch der Knabe war nun einmal vogelnatter geworden und der Mutter blieb nichts anderes übrig, als ihn noch eine Weile im Gespräch zu unterhalten, bis er langsam wieder in Schlaf sank. Dann schlüpfte sie geräuschlos aus dem Zimmer.

Zu schlafen vermochte sie jedoch diese Nacht nicht mehr. Morgen früh lief die Frist ab... Wie ein Alp lag ihr das der Schwester gegebene Versprechen auf der Brust. Nur um ihn zu verschonen, hatte sie sich diesen Abend so übertrieben lebhaft unterhalten und so unermüdet getanzelt. Aber nun in der Einsamkeit der Nacht, legte er sich mit doppelter Wucht auf sie. Morgen, morgen —

Vergebens schalt sie sich töricht. Alexander war doch nie anders als gut gegen sie gewesen, wozu also hegte sie so viel Angst vor ihm? Es galt ja nur eine Bitte vorzutragen, und gewährte er sie nicht, nun gut, so gab es eben ein Nein! und die Geschichte war erledigt. Aber ihr war es schon als Kind stets fürchtbar schwer geworden, eine Bitte auszusprechen. Lieber hatte sie ihre sehnsüchtigsten Wünsche unterdrückt und sich alles versagt, als sich dazu verstanden. Und der Vater war doch auch gut gewesen — besser vielleicht noch als ihr Gatte. Und hier gab es noch so viel Umstände, die es ihr schwer

machten, diese Bitte über die Lippen zu bringen.

Aber es mußte sein! Morgen, ja morgen...

Beim Morgentasse hüpften Elsa und Blanka so frisch und rosig wie je auf die Eltern zu, die Mädchen zum Morgenkaffee bietend, Alesso dagegen sah verschlafen aus und gähnte bedenklich.

„Ausgeschlafen, mein Junge?" erkundigte sich die Mama.

„Nicht ganz, Mütterchen.“

„Nun, das holst du heute Abend nach.“

Frau Konstanze fühlte sich nach der schlaflosen Nacht selbst wie zerschlagen. Müde ordnete sie den Frühstückstisch und sah so bleich und elend aus, daß ihr Gatte eine besorgte Frage stellte.

„Ach, es ist nichts, Alexander, ich habe schlecht geschlafen.“

„Eine Frau hält aber auch gar nichts aus," neckte der Staatsanwalt. „Einige Stunden Schlaf weniger als gewöhnlich, und sie ist hin. Da sieh' mich an, ich habe bis jetzt gearbeitet — merkst du mir etwas an?"

„Dem starken Geschlecht stählt der Ehrgeiz die körperlichen Kräfte. Du hast wohl eine gute Nachricht erhalten?"

Frau Konstanze kannte ihren Gatten. Wenn ihn ein schwebender Fall so beschäftigte, wie eben jetzt, war er gereizt und ungenießbar. Daß er heute eine bessere Laune zeigte, konnte nur daher rühren, daß ihm eine Nachricht geworden, die es ihm sicher machte, die Oberhand über den Verteidiger zu gewinnen.

Der Staatsanwalt nickte triumphierend. „Nach dem, was ich jetzt erfahren, kann der Bürche sein Zeugnis nicht mehr aufrecht erhalten, und tut er es doch, wird es ihn nicht mehr vor dem Strick bewahren.“

Die junge Frau fuhr zusammen und schüttelte sich. Sie haßte im Stillen den Beruf ihres Mannes. Sie kannte seine unbeugsame Härte, sie wußte, daß er als der Schrecken der Verbrecher galt, und ihr weiches Herz zitterte vor jeder Schwurgerichtsverhandlung, bei welcher er die Anklage zu vertreten hatte.

Natürlich kannte sie den eben schwebenden Prozeß genau, wenn auch mehr aus den Zeitungsberichten, denn aus dem Munde ihres Mannes. Ein blutjunger Mensch sollte den Gläubiger seiner Mutter ermordet haben, um ihre letzte Habe vor der Versteigerung zu retten. Verdachtsgründe lagen schwerwiegende gegen ihn vor, aber ein Geständnis hatte er bis jetzt noch nicht abgegeben. Drei Sitzungen waren schon vorüber, heute sollte der Sache ein Ende gemacht werden, und noch schwankte die Waagschale unentschieden zwischen der Anklage und der Verteidigung hin und her. Oder vielmehr, sie hatte geschwankt. Denn jetzt neigte sie sich ja, wie Alexander sagte, nach seiner Seite.

Frau von Willersfeld unterdrückte einen Seufzer. „Armer Mensch!" murmelte sie leise, aber der Staatsanwalt hatte sie doch gehört und schnellte förmlich in die Höhe.

„Daß du dir auch gar nicht den kühlen, sachlichen Blick aneignen kannst, der für die

Frau eines Kriminalisten nur einmal unerlässlich ist. Ich glaube wirklich, Konstanze, du bemitleidest den Verbrecher noch?"

„Ich frage mich, ob er auch wirklich schuldig ist, Alexander?"

„Darüber kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Eine solche Frage entbehrt bei dem hier vorliegenden Beweismaterial jeder Berechtigung, Konstanze!" entgegnete Willersfeld gereizt.

„Alexander, du weißt ja besser wie ich, wie leicht verhängnisvolle Verkettung äußerer Umstände einen Unschuldigen vor die Schranken eines Schwurgerichtes bringen kann. Solange der Angeklagte nicht selbst ein Geständnis abgelegt hat, ist, meine ich, der bedingte Glaube an seine Unschuld noch immer berechtigt. Aber auch wenn der jetzt in Rede stehende junge Mann schuldig sein sollte, müßte ich ihn bedauern, um der Umstände willen, die ihn zu der unseligen Tat trieben. Wer weiß denn, wie hart in ihm Verzweiflung und Liebe zur Mutter mit der besseren Einsicht gerungen haben, ehe er unterlag und den Mord vollführte?"

„Das weiche Frauenherz!" spöttelte der Staatsanwalt. „Nur gut, daß man euch Frauen die Türen zu den Kammern des Mannes noch nicht ganz geöffnet hat. Vor den Schranken des Gerichtes wenigstens würdet Ihr vortreffliche Verteidiger, aber sehr schlechte Geschworene abgeben.“

„Der kalte Verstand läßt sich viel leichter täuschen als das warme Herz," entgegnete die junge Frau mit dem feinen, ruhigen Lächeln, das ihr eigen war. „Und der Schuldige ist oft durch Milde viel leichter zu bessern, denn durch grausame Strenge. Ihr Männer neigt gar zu leicht zu letzterer. Ihr straft nach dem Buchstaben des Gesetzes und schickt zu den großen auch die kleinen Diebe ins Zuchthaus, wo sie gar oft erst die Anleitung zu den grauenvollen Taten empfangen, die sie später zum Schrecken der Gesellschaft machen. Vor dem verhärteten Verbrecher habe ich Mitleid und sehe ihn mitleidslos der gerechten Strafe verfallen, den erst Irregegangenen möchte ich gerne die helfende Hand entgegenstrecken, um der Gründe willen, die sie auf den Pfad des Verbrechens trieben, und die der kalte Verstand nicht verstehen kann, die aber das warmfühlende Herz entschuldigt.“

„Nein," rief Herr von Willersfeld, sich einen energischen Ruck gebend, „nein, keine falsche Humanität! Wer wie ich seit Jahren in dem Sumpf der menschlichen Verderbtheit waten muß, verliert den Geschmack daran. Wenn wir Juristen bei dem Bemessen des Urteils Gefühls- anstatt Verstandesgründe sprechen lassen wollten, würden wir das Land zu einer Räuberhöhle machen. Ueberhaupt ist „Milde“ nur das Wort der Schwächlinge und selbst Schuldbeladenen; der Starke verlangt Gerechtigkeit für sich und andere. Wer den Mut gehabt, zu sündigen, soll auch den Mut haben, sich unter die Folgen der Sünde, die Strafe zu beugen.“

„Alexander, wir Menschen fehlen alle und bedürfen der Milde. Sei gerecht, die Un-

glücklichen, die da jahraus, jahrein auf der Anklagebank erscheinen, sie sind nicht durch eigene Schuld allein auf sie geraten. Schlechte Veranlagung, falsche Erziehung und verworfene Umgebung haben viel dazu beigetragen, sie zu dem Abscham zu machen, vor dem wir zurückbeben. Und wer weiß, ob wir, die wir jetzt so stolz über sie zu Gericht sitzen, nicht noch viel tiefer gesunken wären als sie, wenn wir in ihren Verhältnissen aufgewachsen wären?"

"Nun, was mich anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß ich niemals und unter keinen Umständen von dem Wege des Rechtes abweichen würde," erklärte der Staatsanwalt selbstbewußt.

"Von dem Pfade des geschriebenen Rechtes — mag sein! Aber es gibt auch ein ungeschriebenes, das höher steht als das Gesetzbuch. Es gibt Gedankensünden, die schlimmer wirken als ein Diebstahl, moralische Totschläge, die furchtbarer sind als ein leiblicher Mord. Solche Sünden begehen gerade wir der besseren Gesellschaft Angehörige so oft — und dann kommen wir demütig zu Gott und bitten um Verzeihung, und er gewährt sie uns mitleidig, sollen wir da nicht auch mit dem fehlenden Bruder Nachsicht haben?"

Der Staatsanwalt suchte die Achseln und erhob sich. Wie er jetzt seine kraftvolle Gestalt emporreckte, sah man es ihm an, daß er es für ganz unmöglich hielt, daß er jemals zwischen Recht und Unrecht schwanken könne. Frau Konstanze erfüllte das mit einer unbestimmten Angst, und doch brachte sie seinem stolzen Selbstgefühl auch wieder Bewunderung entgegen.

"Rechen wir für diesmal ab, kleine Philosophin, ich komme sonst noch zu spät zur Sitzung. Wahrhaftig, es ist schon höchste Zeit — er warf einen erschrockenen Blick auf die zierliche Stuhlsuhr auf dem Kamin — adieu, meine Lieben!"

Er reichte seiner Frau die Hand, nickte den Kindern freundlich zu und verließ das Zimmer. Konstanze zögerte einige Sekunden, dann erhob sie sich und eilte ihm nach. Alexander blieb im Vorzimmer stehen. „Du wünschst noch etwas, Konstanze?"

Konstanze nickte und lehnte den Kopf an seine Schulter, zaghaft zu ihm aufsehend. „Ich habe eine Bitte an dich, Liebster!"

"Nun?" Klang es ungeduldig zurück.

"Nach's kurz, bitte!"

"Es handelt sich um — um meine Schwester. Ich wollte —"

Alexander trat rasch einen Schritt zurück. „Kommst du mir wieder damit? Du weißt doch, Konstanze, daß ich in dieser Sache mein letztes Wort gesprochen habe."

"O Alexander, sei nicht so hart," sagte sie mit zuckenden Lippen und flehend gesalbeten Händen, „höre mich wenigstens an —"

"Nein, ich will nichts hören. Ich kann mir schon denken, was du mir vortragen willst — natürlich steckt wieder eine Bettelei hinter dem ganzen. Aber ich helfe Colbert nicht mehr, erstens, weil er es nicht verdient, und zweitens, weil wir selbst nicht reich sind und ich an unsere Kinder denken muß. Uebrigens habe ich dir doch verboten, mit deinen Verwandten irgendwelchen Verkehr zu unterhalten, nicht? Eleonore war wohl nochmals hier, und du hast sie trotzdem empfangen?"

Er sah sie mit jenem finsternen, drohenden Blick an, welcher der jungen Frau stets allen

Mut benahm. Auch diesmal war es der Fall. Sie wurde dunkelrot und stammelte ängstlich: „Nein, nein, sie war nicht hier, sie — sie hat mir geschrieben."

"Nun, dann werde ich mein Verbot dahin ausdehnen, Briefe von deiner Schwester zu empfangen und zu beantworten! Verstanden, Konstanze? Wird in Zukunft die Briefe deiner Schwester uneröffnet ins Feuer, oder noch besser, schicke sie ihr uneröffnet zurück. Und nun adieu! Ich habe Eile!"

Er küßte sie flüchtig auf die Stirn und schritt hastig hinaus. Konstanze stand eine ganze Weile und starrte auf die noch leicht wallende Portiere, hinter der er verschwunden war. Dann hob sie die Achseln, als wollte sie sagen: „Ich hab's gewußt," und kehrte langsam in das Wohnzimmer zurück.

"Wenn du es nicht einmal der Mühe wert findest, meine Bitte anzuhören, mein Herr Gemahl, werde ich mich um dein Verbot auch nicht weiter kümmern," sagte sie zu sich selbst, als sie eine Stunde später vor ihrem Schreibtisch saß und langsam die Fächer aufzog. Es war das ein leiser Versuch, sich selbst zum Trost aufzustacheln, aber er mißlang, und es war ihr trotz aller Sophismen, die sie hervorbrachte, ihr Gewissen zu beschwichtigen, gar nicht wohl zumute. Ihren Gatten zu hintergehen, dankte ihr in ihrer zarten Dankbarkeit das größte Vergeben, und doch —

"Mein Versprechen muß ich halten," sagte sie sich seufzend, „und vielleicht nimmt die Schwester jetzt Vermunft an. Auf jeden Fall ist dies die letzte Hilfe, die ich ihr leiste. Nur dies einmal noch, Alexander, dann will ich mich ja deinem Willen fügen... Eleonore bleibt doch immer meine Schwester, und ihr beizuspringen ist meine Pflicht... Schon um ihrer Kinder willen darf ich nicht hart sein, was können die armen Geschöpfchen für die Sünden der Eltern? Aber warum ist mir so seltsam bang, als ob mir heute noch ein großes Unglück zustößen müßte? Ist's Angst vor meinem Gatten? Bah, Torheit, er wird es nie erfahren! Fort mit dieser Beklemmung, ich glaube nicht an Ahnungen! Hätte ich lieber erst die Summe beisammen!"

Wieder seufzte sie und öffnete ihre kleine, zierlich geschnitzte Sparkasse. Dem Wirtschaftsgelde ließ sich, obwohl es Alexander erhöht hatte, nur ein sehr geringer Betrag entziehen, und das Taschengeld, das er ihr neulich übergeben, war bereits wieder aufgebraucht. Frau Konstanze sann nach. Was tun? Den Gatten unter irgendeinem Vorwande um Geld zu bitten, war es bereits zu spät, auch hätte ihm die Bitte nach der vorausgegangenen Szene auffallen müssen — und wieder lügen? Sie schüttelte sich vor Ekel — war ihr Leben jetzt nicht ohnehin aus lauter Lüge zusammengesetzt? Sollte sie sich das Geld irgendwo leihen, wie ihr Eleonore geraten? Dagegen empörte sich ihr Stolz und ihr Rechtlichkeitsgefühl. Ihren Schmutz in das Verfaßamt tragen? Die Schamröthe stieg ihr in die Wangen. Alles, nur das nicht. Sollte sie zu ihrem Vater gehen und ihn um ein Darlehen bitten? Was würde dieser von einem solchen Verlangen denken, er wußte ja, daß Alexander nicht zu den kniderigen Ehemännern gehörte, sondern seiner Frau ein reichliches Taschengeld gewährte! Sollte sie nicht sich und den Gatten dem Vater gegenüber in ein schiefes Licht bringen, so müßte sie ihm eben auch

die volle Wahrheit sagen, und sie wußte zu gut, er würde sie nicht anders aufnehmen, als es ihr Mann getan. Nein, nein, auch damit war es nichts! Konstanze zog die feinen dunklen Brauen einige Minuten ratlos zusammen, dann drehte sie mit einer energischen Bewegung den kleinen goldglänzenden Schlüssel wieder um und zog ein anderes Fach auf. Eine Anzahl Dokumenten lagen hier oben auf, sie nahm sie achtlos heraus und hob ein kleines Sparkassenbuch in die Höhe. Nachdenklich ruhte ihr Blick auf der ersten Einzeichnung einer sehr bescheidenen Summe. Als sie sich diese erste Einlage von ihrem Taschengelde erpart, war sie noch ein Kind gewesen. Im Verein mit ihrer Lieblingsfreundin hatte sie sich ein Sparsystem ausgedacht, demzufolge das erübrigte Geld nicht mehr zum Konditor, sondern in die Postsparkasse, diesem verdienstvollen Werke des genialen Hofrates von Koch, wandern sollte. Bei jeder noch so kleinen Einzahlung am Ende des Monats hatten sich die Mädchen reicher denn Rothschild gedünkt, und sicher hätte so mancher Finanzminister von ihnen lernen können. Vom Pensionate hatten sie dann die Ersparnisse an die Eltern gesandt und diese gebeten, sie in die Postsparkasse zu tragen...

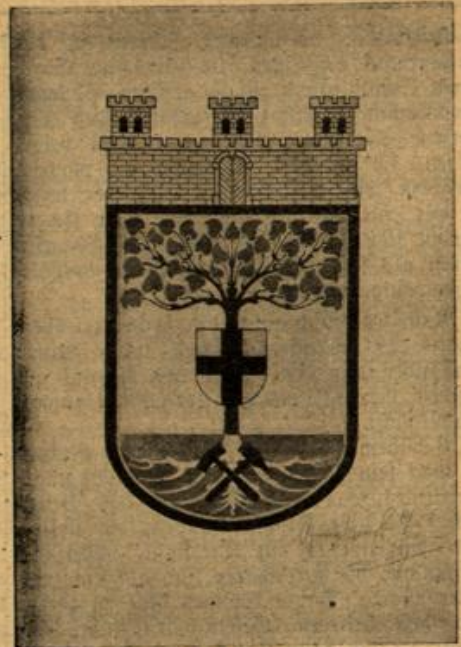
Mit einem wehmütigen Lächeln blätterte Frau von Willersfeld das Büchlein durch. Knüpfte sich doch an jeden der hier notierten Tage die Erinnerung an eine kleine Entsagung, eine Ueberwindung, die ihr eine neue Einlage ermöglichte, eine Rückzahlung verhindert hatte. Diese Uebungen in der Selbstbeherrschung hatten ihr das Buch weit wertvoller gemacht, als die Summe, die es am Ende der Aufzeichnungen nannte. Als sie sich vermählte, hatte sie das Büchlein mit in ihre neue Heimat genommen, für eine etwaige Stunde der Not, wie sie sich lächelnd gesagt. Diese Stunde der Not war aber bis heute nicht gekommen. In der ersten Zeit ihrer Ehe waren ihr sogar neue Einlagen möglich gewesen. Dann freilich, seit die Kinder erschienen, und vollends, seit Eleonore nach Wien gezogen, hatten die Ersparnisse aufgehört und schlugen sich nurmehr die Zinsen zum Kapital. Aber jede Versuchung, dies Besitztum anzugreifen, hatte sie bisher siegreich überstanden. Nicht aus Geiz, der lag Konstanzens Natur bei aller Sparsamkeit fern, aber sie hatte das Büchlein lieb, um der Erinnerung an die Kinder- und Nachsicht willen. Sollte sie sich nun der Schwester zuliebe dieses teuren Eigentums entäußern? Es kostete sie einen harten aber kurzen Kampf, bis sie sich dazu entschloß: die Gutmütigkeit siegte. Mit einem mitig unterdrückten Seufzer legte sie es zu der der Haushaltungskasse entnommenen Danknote.

Noch aber war die von der Schwester begebte Summe nicht voll. Mißmutig suchte die junge Frau weiter nur wie mechanisch, denn sie wußte zu genau, daß ihr eleganter Rußbaumsekretär ein Kind der Neuzeit war und keine geheimen Fächer mit kostbaren Kleinodien und alten Goldstücken enthielt. Warum also durchwühlte sie ihn so? Sie hätte es nicht zu sagen vermocht, aber in einer Art zorniger Aufregung warf sie die Papiere bunt durcheinander, sie, die sonst alles in ihrem Bereich so peinlich in Ordnung hielt. Briefe älteren und neueren Datums fielen ihr in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)



Das Renaissance-Portal am neuen Rathaus in Schaffhausen.



Wappen der bald in die Reihe der Großstädte aufzunehmenden Stadt Buer mit eigenhändiger Unterschrift des deutschen Kaisers.

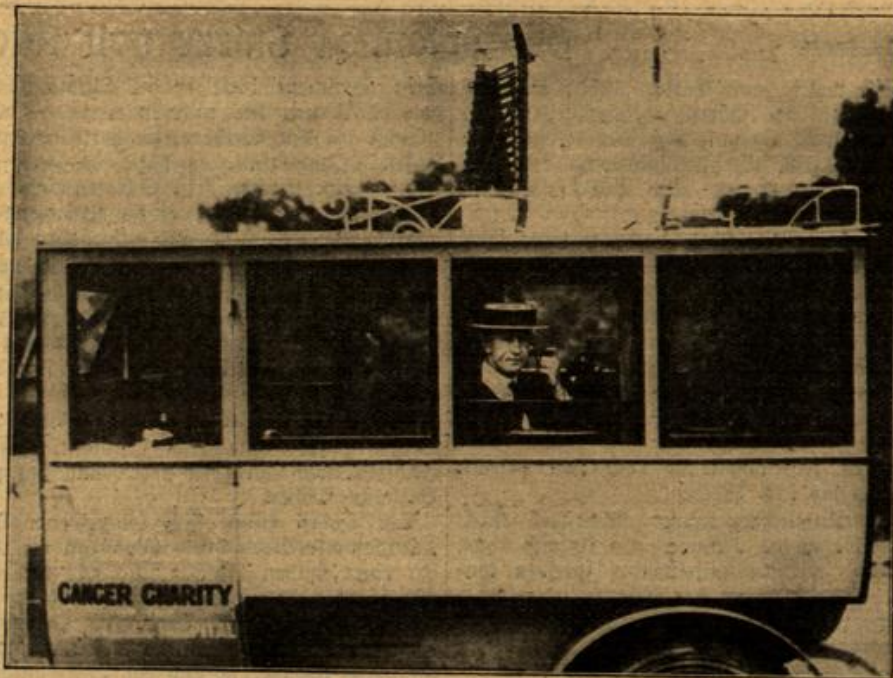
Durch eine königliche Kabinettsordre wurden der ehemaligen Landgemeinde Buer am 27. Februar 1911 die Städterechte verliehen und nun hat auch ihr Stadtwappen die königliche Genehmigung erhalten. Das Wappen stellt gewissermaßen den Werdegang der heutigen Stadt Buer dar, die bereits mehr als 85 000 Einwohner zählt und jährlich etwa um 8000 Seelen zunimmt. Den Hauptbestandteil des neuen Wappens bildet das alte Wappen der ehemaligen Freiheit Buer, welche ein kleines städtisches Gemeinwesen im alten Kurfürstentum Köln bildete und nach Zertrümmerung ihrer städtischen Rechte durch das französische Regiment im Jahre 1811 mit dem Kirchspiel Buer zu einer Mairie vereinigt wurde.



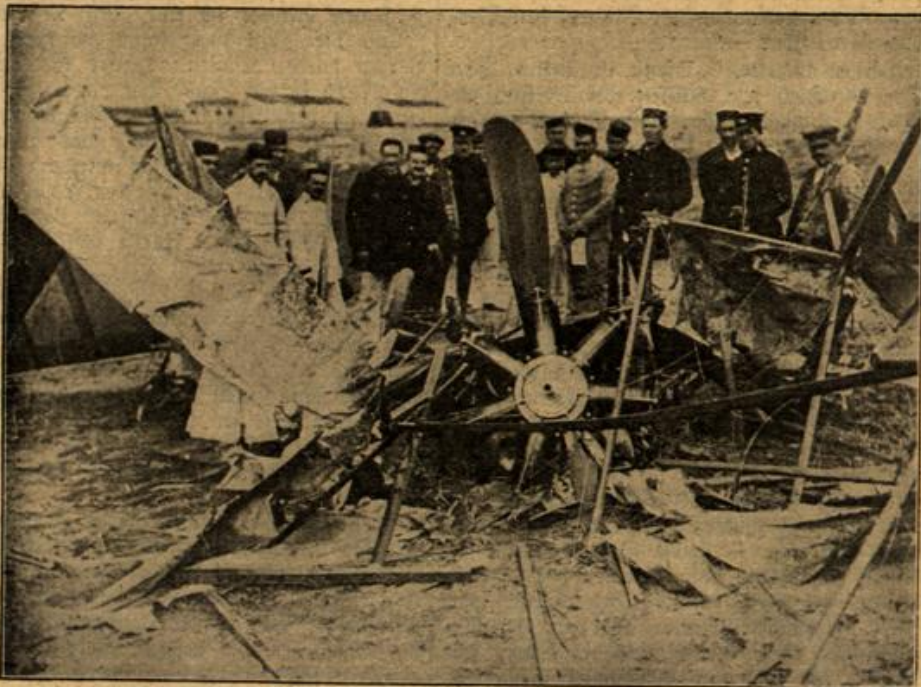
Winter am Bodensee: Auf dem gefrorenen Untersee am Ufer bei Steckborn.



**Aeroplan-Telephon:** Gesamtansicht des Wagens.



**Aeroplan-Telephon:** Der Erfinder Mr. Matthews auf der Landstraße fahrend, mit dem Piloten in den Kästen sprechend.



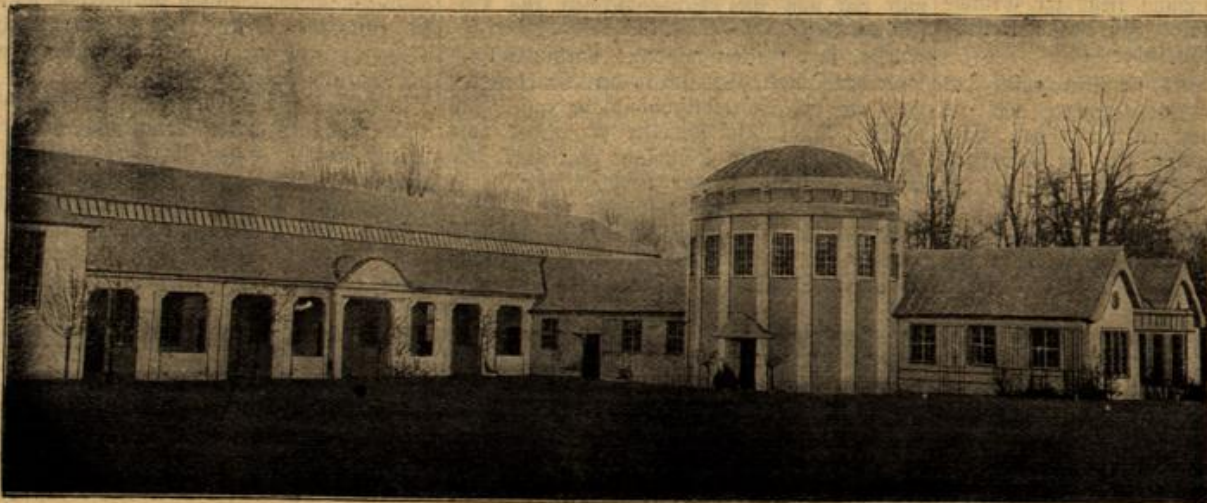
**Luftschifferunglück in Madrid:** Trümmer des Biplans.

### Das Aeroplantelephon.

Es handelt sich um einen drahtlosen Telephonapparat von Harry Grindel Matthews, welcher es gestattet, sich mit einem Luftschiff, an welchem eine Empfängerstation angebracht ist, während des Fluges zu verständigen. Das sogenannte Aerophon ist in einem Kasten untergebracht, den jedermann bequem bei sich tragen kann. Besonders wichtig ist die Erfindung für Militär- und Marinebehörden. Bei den Versuchen mit Aeroplanen, die sich 2000 Meter von dem Apparat entfernt hatten, gelangen die Experimente auf das Günstigste. Es war dabei der Apparat in einem Automobil, das dem Luftschiff nachfuhr, untergebracht und der Pilot konnte sich mit dem nachfolgenden Automobilisten großartig unterhalten.

### Das Luftschifferunglück in Madrid.

Vor kürzerer Zeit stürzte der spanische Leutnant in der Zivilgarde Maxime Ramos mit dem von ihm gesteuerten Biplan auf das Militärflugfeld Cuatras Ventes in der spanischen Hauptstadt und blieb sofort tot. Unser Bild zeigt die Trümmer des Biplans nach dem Todessturze.



.....  
**Von der Schweizerisch. Landesausstellung in Bern:**  
 Die Hallen für Landwirtschaft und Milchwirtschaft.  
 .....

## Der Spion. & Skizze von Adolf Stark.

Nachdr. verb.

„Ich wollte, wir hätten nichts angefangen,“ sagte der Oberst. „Die Zeiten sind nicht danach angetan, daß man Feste gibt. Ueberdies habe ich alle Hände voll zu tun. Der heutige Abend wird mir fehlen an allen Ecken und Enden.“

„Da läßt sich nichts machen,“ sagte seine Frau und strich die Falten im Tischtuch glatt. „Wir beschränken uns ohnehin auf das Notwendigste. Du weißt, ich mache mir nichts daraus. Deine Stellung ist es, die uns zwingt, zu repräsentieren.“

„Ich mache dir ja auch keinen Vorwurf,“ sagte er. „Das obligate Tanzvergügen samt großer Abfütterung muß nun einmal sein. Aber es hätte vielleicht noch Zeit gehabt, in zwei bis drei Wochen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht doch, Karl. Ich habe meine Gründe. Es ist mir recht, daß wir darüber miteinander sprechen können. Es ist wegen der Elsa.“

Er runzelte die Stirn. „Wieder diese Heiratssprüche,“ brummte er. „Du weißt, wie ich darüber denke.“

„Nimm es mir nicht übel, Karl; aber in der Beziehung bin ich nun einmal praktischer. Kannst du es mir verdenken, wenn ich für meine einzige Tochter eine in jeder Beziehung gute Partie suche?“

Er trommelte auf dem Tisch die ersten Takte des Regimentsmarsches, für alle, die ihn kannten, ein Zeichen, daß er begann, nervös zu werden. „Elsa ist auch meine Tochter,“ entgegnete er scharf. „Ihr Wohl liegt mir ebenso am Herzen, wie dir. Allerdings gehen die Meinungen über das, was Glück bedeutet, zwischen uns auseinander. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch eine Frau glücklich machen kann, der nichts anderes tut, als flanieren und Tennis spielen, Gesellschaften besuchen und dem lieben Herrgott auf alle möglichen Arten den Tag abstehlen.“

„Warum sollte er nicht, da er doch die Mittel dazu hat, so zu leben?“ lautete die Antwort. „Du weißt, ich habe mich genau erkundigt. Herr von Bobrowsky ist aus alter adliger Familie, ist sehr reich, gegen ihn ist in keiner Beziehung etwas einzuwenden. Ich erwarte bestimmt, daß er sich morgen auf dem Ball erklären wird; und hier unter vier Augen gestehe ich dir, daß ich deshalb das Fest heute etwas früher als sonst angelegt habe.“

Er griff nach seiner Milze. „Meinetwegen! Ich wasche meine Hände in Unschuld. Die Entscheidung liegt im Grunde in den Händen Elsas. Ich dachte freilich, sie habe schon gewählt, aber —“

„Eine Torheit,“ fiel sie ihm rasch ins Wort. „Eine Jugendschwärmerei, wie sie jedes Mädchen einmal im Leben hat. Elsa ist klug genug, zu wissen, daß ihr Vermögen es nicht gestattet, einen armen Offizier zu heiraten.“

Der Oberst wollte etwas erwidern, aber er schluckte es wieder hinunter. Wozu sich streiten? Es hatte ja doch keinen Zweck.

Sein Regiment hielt er in Ordnung; da gab es keinen, der nicht parierte — aber zuhause bei den Weibern, da hatte es seinen Haken. Immerhin, er hätte es gern gesehen, wenn Bergen sein Schwiegersohn geworden wäre. Da hätte er die Ueberzeugung gehabt, daß sein Kind gut aufgehoben wäre.

Eine halbe Stunde später hatte er die häuslichen Sorgen vergessen. Es gab in diesen unruhigen Zeiten viel zu tun, vertrauliche Dinge, Reservatakten, die niemand als er selbst, oder höchstens noch Bergen, sein Adjutant, in die Hände bekommen durfte. Er arbeitete, daß sein Gehirn rauchte, und Bergen mußte ihn daran erinnern, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen und sich zum Balle zu kleiden.

Der Oberst kraute sich hinter dem Ohr. „Verdammte Geschichte! Was tun wir da? In einer halben Stunde sind wir mit dem Akt fertig. Die Sache muß noch heute gemacht werden. Wissen Sie was? Ich nehme die ganzen Papiere mit nach Hause. Wenn die Tafel vorüber ist und der Tanz anfängt, ziehen wir zwei uns in mein Arbeitszimmer zurück und erledigen die Sache. Ich weiß zwar, es ist ein großes Opfer, was ich da von Ihnen verlange, daß Sie auf den Tanz verzichten, aber —“

Bergen lächelte. „Dienst ist Dienst, Herr Oberst. Doch jetzt müssen wir wirklich abrechen, sonst sind die Gäste früher da, als der Hausherr.“

Die Tafel verlief überaus animiert. Der russische Edelmann, welcher vor einigen Wochen zu kurzem Aufenthalt in der Stadt angekommen war, und dann von Woche zu Woche geliebter war, wie man sich heimlich erzählte, weil des Obersten Tochterlein es ihm angetan hatte, saß neben Fräulein Elsa und unterhielt nicht nur seine Tischdame, sondern fast die ganze Tafelrunde durch seinen unerschöpflichen Wis. Selbst Bergen, der den Nebenbuhler mit wenig freundlichen Augen von seinem Sitzplatz am unteren Ende der Tafel betrachtete, — die Frau Oberst hatte es schon so einzurichten gewußt, daß der Adjutant ihres Mannes von Elsa recht weit weg saß, — selbst Bergen mußte im stillen zugestehen, daß er neben dem Salonlöwen, der in allen Sätteln gerecht war, nicht auskommen konnte. Es war ihm beinahe eine Erleichterung, als der Oberst ihm winkte, die Zeit zur Arbeit sei gekommen. Brauchte er doch nicht zuzusehen, wie Elsa ununterbrochen mit Herrn von Bobrowsky tanzte und sich vor ihm Schmeicheleien ins Ohr flüstem ließ.

„So, jetzt wollen wir uns daranmachen,“ sagte der Oberst, ließ sich in den Stuhl fallen und zog die Schreibtischschublade auf. Im nächsten Augenblick schnellte er wieder vom Sitze empor. Die Schublade war leer, das geheime Aktenstück war verschwunden.

„Was bedeutet das?“ stöhnte er.

Bergen hatte mit raschem Blick die Situation erfasst. „Das Schriftstück lag sicher in dieser Schublade? Dann ist es gestoh-

len, dann müssen wir alles daransetzen, es sofort wieder zu bekommen.“

Der Oberst hatte sich gefaßt. „Gestohlen, ganz richtig. Aber von wem?“ Die Männer blickten einander in die Augen, keiner sprach es aus, aber beide hatten den gleichen Gedanken: Der Dieb mußte unter den Gästen sein.

„Fris!“ Der Oberst wandte sich an seinen Offiziersdiener, der auf sein Klingeln erschienen war. „Weißt du nicht, wer hier im Zimmer war?“

„Soviel ich weiß, niemand als der Herr Oberst selbst.“

„Warten Sie.“ Bergen wandte sich an den Burtschen. „Hat jemand von den Gästen schon das Haus verlassen, seit das Fest begonnen hat?“

„Noch niemand,“ versicherte Fris.

„Gut. Herr Oberst, sorgen Sie, bitte, dafür, daß keiner fortgeht, ehe ich zurückkomme. In zehn Minuten bin ich wieder da.“

Der Oberst fragte nicht lange, er drückte Bergen kräftig die Hand. „Ich verlasse mich ganz auf Sie. Sie wissen, was auf dem Spiele steht. Unten vor dem Hause stehen Wagen.“

„Dann brauche ich nur fünf Minuten.“

Und die Frist war kaum vorüber, als Bergen wieder erschien. Hinter ihm tappte ein Mann in die Stube, der einen kräftigen Hund an der Leine führte. Bergen mußte den Heger — die Kleidung des Mannes verriet sein Gewerbe — schon instruiert haben, denn ohne weiteres führte er den Hund an die Schublade. Das Tier schnüffelte, dann hatte es gleich Witterung. Zuerst wollte es auf den Obersten zu. Sein Herr hielt ihn zurück. Er sprach zu dem Hunde, wie zu einem Menschen: „Der ist es nicht, Nero, der nicht! Der andere!“ Und wieder drückte er die Schnauze des Tieres in die Schublade. Der Hund verstand seinen Herrn. Ohne sich weiter um den Oberst zu kümmern, lief er, die Nase auf dem Teppich, durch das Zimmer und die angrenzenden Räume bis zum Tanzsaal.

In der nächsten Minute gab es einen fürchterlichen Wirrwarr. Da lag einer am Boden und wehrte sich mit Leibeskraft gegen den riesigen Hund. Aber schon war der Oberst da und zog mit eigener Hand aus Bobrowskys Brusttasche die gestohlenen Akten.

Am nächsten Morgen wußte es die ganze Stadt, daß sich unter falschem Namen ein Spion eingeschlichen hatte, dem es beinahe gelungen wäre, wichtige militärische Papiere zu entwenden. Und die lieben Nächsten zischelten schadensfroh über den reichen Freier, der sich als Spion entpuppt hatte.

Aber das Gerede verstummte, noch ehe es recht begonnen hatte; denn noch am selben Abend verkündete der Oberst vor den versammelten Offizieren nach der öffentlichen Belobigung des Oberleutnants Bergen die Verlobung seiner Tochter mit seinem Adjutanten. Und die Frau Oberst hatte diesmal nichts mehr dagegen einzuwenden.

## Können Papageien sprechen? Plauderei von Dr. Th. Zell.

Nachdr. verb.

Der einjache Mann zweifelt keinen Augenblick daran, daß kluge Vögel, wie Stare und namentlich Papageien sprechen lernen. Ueberall sehen wir auch in den Läden der Vogelhandlungen Anzeigen von „sprechenden“ Pa-

papeien. Demgemäß waren auch in der großen Ausgabe des Tierlebens vom alten Brehm ganze Seiten mit Berichten von klugen Papageien und ihren Unterhaltungen angefüllt. Jetzt aber kommt die Wissenschaft

und erklärt: das gibt es ja gar nicht. Und da die neueste Ausgabe von Brehm auf dem Boden der Wissenschaft fußt, so sind alle früheren Berichte gestrichen. Statt dessen heißt es jetzt: Ueber die Sprachbegabung

dieser Vögel gibt es eine Unmasse von Anekdoten seit alter Zeit, bessere und schlechtere, mehr oder minder beglaubigte, aber auch die besten haben wissenschaftlich nur sehr bedingten Wert.

Ein Glück ist es wenigstens, daß der neue Bearbeiter, Professor zur Strassen, zugibt, die Papageien wenden die ihnen gelehnten Worte bei passender Gelegenheit richtig an. Sie sagen also nicht abends „Guten Morgen!“ und morgens „Guten Abend!“, sondern bringen ihren Gruß im Einklang mit der entsprechenden Tageszeit an. Professor zur Strassen räumt also diese Tatsache ein, die von manchen Gelehrten kühn bestritten wird. Die Papageien verbinden gelernte Worte und Satzbruchstücke in ihrem Gedächtnis mit Eindrücken derjenigen Gelegenheit oder Tageszeit, in der sie ihnen eingepträgt wurde, und gebrauchen dann die betreffenden Worte bei der Wiederkehr einer ähnlichen Gelegenheit.

Die Wissenschaft nimmt etwa folgenden Standpunkt ein: Der Papagei kann nicht sprechen, denn er versteht die Worte, die er spricht, niemals; auch kann er keine Worte erfinden oder Sätze gliedern. Gerade das kann aber das Kind in späterer Zeit, das allerdings zunächst wie der Papagei nur nachplappern kann.

Es tut mir sehr leid, daß ich diesen Standpunkt der Wissenschaft nicht in früheren Jahren gekannt habe, denn ich hätte dann die zahllosen Gelegenheiten, wo ich mich mit Papageien und Staren beschäftigte, besser ausgenutzt. Ebenso wäre es eine dankbare Aufgabe, einmal in der Sprache der Menschen alle Bestandteile festzumachen, die lediglich nach „Papageien“art nachgesprochen werden. In politischen Versammlungen wird sicherlich nicht ein Drittel der Schlagwörter von den Rednern wirklich verstanden. Gerade die üblichsten Gemeinplätze wie Kultur usw. sind am schwersten zu erklären. Was unsere Vandleute von ihrer Sprache wirklich verstehen, ist schwer zu sagen. Von den zahllosen Fremdwörtern, die bei uns üblich sind, versteht der Ungebildete sicherlich so gut wie nichts.

Ob der Förster bei der Treibjagd Tirol ruft oder der Papagei etwas ausspricht, steht demnach auf der gleichen Stufe. Der Förster hat, wie ich mich oft überzeugt habe, keine Ahnung davon, daß der Ausruf französisch ist und: schieße nach oben (tire haut) heißt.

Sodann aber ist es durchaus nicht so ungewisselhaft, daß der Papagei das Gesprochene nicht versteht. Ein Schwefelpaar, das ich seit vielen Jahren kenne, besitzt z. B. einen Papagei, der sofort begriff, daß er ruhig sein muß, wenn die Mama Mittagruhe hält.

Er, der sonst immer redselig ist, hält dann nicht nur den Schnabel, sondern er herrscht auch jeden Störer mit den Worten an: „Pst, gute Mutter schläft!“ Das dauert so lange, bis die Mama sich wieder erhebt.

In einem anderen Falle kann überhaupt von bloßem Nachsprechen keine Rede sein. Ein alter Bekannter von mir besaß als großer Tierfreund eine Menge Vögel, darunter einen Star und einen Hund. Dieser Star war ein großer Sprechkünstler. Am auffallendsten war jedoch, daß er seinem Herrn, wenn er abwesend gewesen war, sozusagen Bericht erstattete, was in der Zwischenzeit vorgefallen war. Hunde sind bekanntlich unglücklich, wenn ihr Herr fort ist, und geben miefende Töne von sich. Das hatte auch in diesem Falle regelmäßig der Mops getan. Der Star erzählte dann: „Möpschen mm, lichen Töne des Hundes nach. Er pekte also mm“ und machte ganz naturgetreu die klägsosusagen.

Eingehend hat sich mit der Sprache der Papageien der ausgezeichnete Tierkenner Professor Gustav Jäger beschäftigt. Er bestritt die Richtigkeit des Satzes, den der große Sprachforscher Max Müller ausgesprochen hat: Der Mensch spricht, aber kein Tier hat je ein Wort hervorgebracht.

Als Gegenbeweis führt Jäger Erlebnisse mit seinen Papageien an. Es handelt sich, schreibt er, um einen Graupapagei, der seit etwa zehn Jahren unser Zimmergenosse ist. Ich will nicht davon sprechen, daß er alle Personen, die mit ihm länger in Berührung sind, entweder mit ihrem richtigen Namen ruft, oder, falls diese versäumten, sich mit ihrem richtigen Namen vorzustellen, sie nach dem Grundsatz benennt, mit dem man die päpstlichen Bullen bezeichnet, nämlich mit dem ersten Wort ihrer gewöhnlichen Rede an ihn. So heißt der Vogel meinen Gärtner „du“ und eine alte Dienerin „he“. Man kann auch sagen, er benennt die Menschen geradeso wie wir die Tiere: Wie wir den Vogel, der „Kuckuck“ schreit, Kuckuck heißen, so nennt der Papagei den, der sich als „Jakob“ vorstellt, „Jakob“, und für den Knaben, der ihm von der Straße aus „Lausbus“ zuruft, braucht er den Rufnamen „Lausbus“. Das ist alles geradeso, wie es der Mensch auch macht. Für unsern Vogel bin ich der „Jakob“, meine Frau beliebt ihn „Vogele“ zu heißen, also ruft er sie „Vogele“. Nun hat der Vogel sowohl von der Straße her, wie durch meine eigenen Kinder Bekanntschaft mit dem Wort „Lausbus“ gemacht, und nicht nur damit, sondern auch mit der Bedeutung des Wortes als eines Schimpfwortes, das er abwechselnd mit dem Wort „Lump“, wie schon der Ton beweist,

als Schimpfwort gebraucht, wenn man ihm seinen Willen nicht tut. Eines Tages überraschte er uns nun damit, daß er meine Frau zu schimpfen begann, aber nicht mit den Worten „Lausbus“ oder „Lump“, sondern mit „Lausvogele“, ein Wort, das ich noch nie gehört und das ihm auch sicher kein Mensch gesagt hatte, jedenfalls meine Frau nicht. Hier hat ein Tier in Wahrheit „ein Wort hervorgebracht“, und zwar durch Zusammensetzung ein neues Wort gebildet und bewiesen, daß es den Sinn des Wortes versteht; denn wenn er, wie das manchmal geschieht, statt „Lausbus“ bloß „Laus“ schimpft, so versteht er jedenfalls von dem Wort „Laus“ dessen hierhergehörige Bedeutung.

Nun noch ein anderes Beispiel von diesem Vogel. Die gewöhnlichsten Worte, die man einem Papagei beibringt, sind die Begrüßungsworte „Grüß Gott“ (Professor Jäger lebt in Stuttgart) beim Eintritt und „Adieu“ beim Weggang. Das begriff der Vogel sehr bald. Namentlich gefiel ihm das „Adieu“, und er widmete es auch oft genug ganz wildfremden Leuten. Eines Tages überraschte er seine Umgebung mit einer neuen Anwendung. Eine nicht selten auftauchende Hausiererin war auch einmal wieder dabei, im Zimmer mit großer Bereisamkeit ihre Waren anzupreisen, als ihr der Vogel plötzlich zornig und laut zurief: „Adieu, du!“ — Das war natürlich unmöglich Instinkt. — Er hat vielmehr dem Worte durch die Betonung eine neue Bedeutung beigelegt und merkwürdigerweise nicht etwa, weil er das auch wieder angelernt hatte, sondern aus freier Erfindung. Denn es ist im Hause des Professors nicht üblich, diese Redewendung zur Verabschiedung unwillkommener Besucher zu gebrauchen.

Jäger ist der Ansicht, daß allerdings viele Papageien verständnislos plappern, weil sie vollkommen falsch erzogen werden. Die wenigsten Besitzer geben sich die Mühe, den Unterricht nach einheitlichen Gesichtspunkten zu leiten. Dagegen könne man klugen Papageien, die in richtigen Händen sich befänden, wohl die Vernunft abstreiten, da sie allein nur der Mensch besitzt, nimmermehr aber den Verstand.

Einen Gegner, wie Professor Jäger, der beispielsweise von Professor Hed in seinem Hauschatz des Wissens fortwährend in der ehrenvollsten Weise erwähnt wird, kann die moderne Wissenschaft nicht mit einem Aufsejzuden abfertigen. Man wird daher zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß die Streitfrage vorderhand noch nicht als gelöst betrachtet werden kann.

## Humoristisches.

Armer Reisender. Freund (zu einem Kaufmann): „Schon wieder auf einer Geschäftstour?“ — „Ja, was bleibt mir übrig? Ich muß reisen, damit meine Frau reisen kann!“

Gegendienst. Räuber (der im Walde einen Redakteur überfallen hat): „Gut, wir wollen Ihnen nichts nehmen, aber Sie müssen in Ihrem geschätzten Blatte die Schönheit der Spaziergänge in diesem Walde mit lebhaftesten Farben schildern...“

Die Hauptsache. A.: „Na, wie ist Ihr Automobilreifen abgelaufen?“ — B.: „Ach, großartig! Trotzdem ich zwei Leute

überfahren, drei Radfahrer und vier Wagen angerammt habe, bin ich doch noch als erster am Ziel gewesen, und mein Auto hat nicht den geringsten Defekt erlitten.“

Bissig. Witwe: „Nun mein Mann tot ist, mag ich auch nicht mehr leben; ich will auch bald sterben.“ — Freundin: „Wozu? Gönnen ihm doch die Ruhe.“

Boshaft. Herr: „Herr Brüllinski, Sie gehen ja lahm!“ — Sänger: „Weiber, bin auf der Bühne ausgeglitten!“ — Herr: „Doch nicht etwa auf einen Obstrest...?“

Deswegen. Lehrersfrau: „Mein Mann muß den ganzen Tag Hefte forrigieren.“ — Freundin: „Darum ist er auch so heftig!“

## Auflösungen der Rätsel aus

voriger Nummer:

Schachaufgabe:

Vierzüger von Kothz und Kockelforn:

W. Ke2, Da1, Sd4, Tc6, g6, Bb7.

Schw. Ke4, Db8, La5, Ba7, b5, c7, e5 g4, 7, h5.

1. Sd4—e6 (mit der Drohung 2. Db1† nebst 3. Db5:† u. 4. Dd3† matt, bezw. 3. Sc7:† u. 4. Dd3† matt, bezw. 3. Sg5 usw.) Ke4—f5 2. Db1† e4 3. Db5† Kg6: 4. Sg5† matt; 1. . . Ke4—d5 2. Dh1† e4 3. Dh5:† Kc6: 4. Sc5† matt.



Bergleute vor dem Zecheneingang warten auf Nachrichten.

### Die Grubenkatastrophe auf der Zeche „Achenbach“ bei Dortmund.

Auf der den Stummischen Werken gehörigen Zeche „Minister Achenbach“ haben Explosionen giftiger Gase eine schwere Katastrophe hervorgerufen, die etwa zwanzig wackeren Bergleuten das Leben kostete. Unsere in diesen Tagen während der Bergungsarbeiten gemachte Aufnahme zeigt die angstvoll harrenden Angehörigen der Verunglückten vor dem Grubeneingang.

### Weitere Offiziere für die türkische Militärmission.

Die deutsche Militärmission in der Türkei ist durch zwei deutsche Offiziere in sehr einflussreichen Stellungen verstärkt worden. So ist Generalmajor Weber-Pascha zum Generalinspekteur der Festungen und Pioniere ernannt worden, während dem bisherigen Oberstleutnant v. Sodenstern im Infanterieregiment v. Wittich (S. Kurhessisches) Nr. 88 die Leitung der Infanterieschießschulen in der Türkei übertragen wurde.



Generalmajor Weber-Pascha, wurde zum Generalinspekteur der türkischen Festungen und Pioniere ernannt.



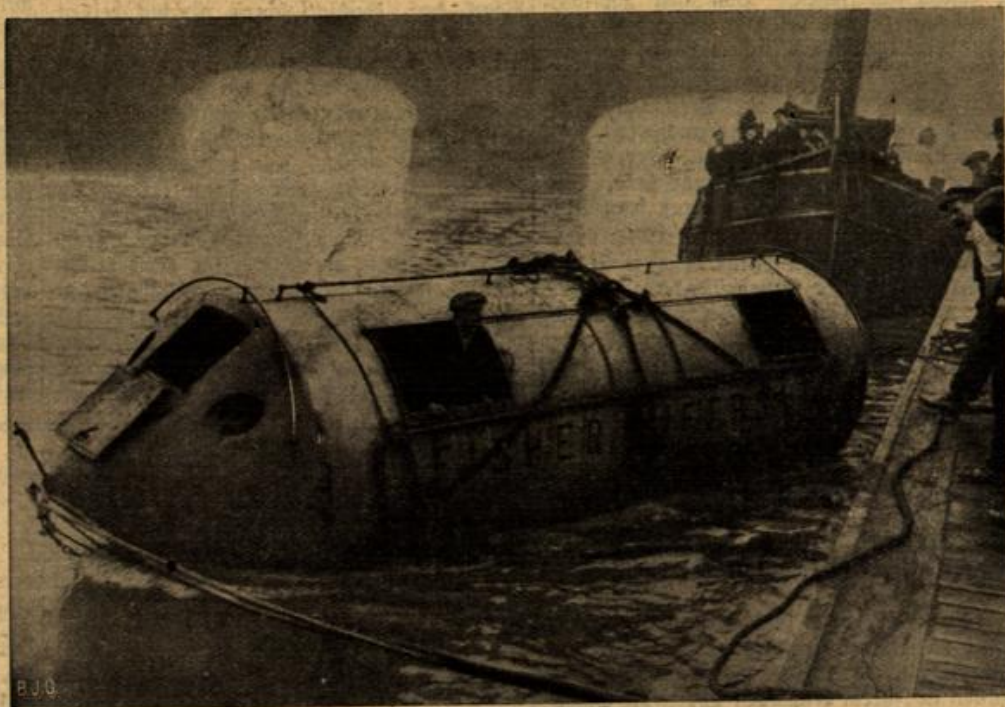
Bruno Langer, der in Johannisthal auf seinem Pfeildoppeldecker einen neuen Dauerweltrekord (14 Stunden) aufstellte.

### Ein neuer Weltrekord im Dauerflug

Ist dieser Tage in Johannisthal von dem Piloten der Luftfahrzeug-Gesellschaft Bruno Langer aufgestellt worden, dem es am Dienstag gelang, auf seinem Pfeildoppeldecker über vierzehn Stunden ununterbrochen in der Luft zu bleiben und somit die bisherige Höchstleistung des Franzosen Fourny beträchtlich zu überbieten. Langer, der zu seinem Rekordflug 580 Liter Benzin und 50 Kilogramm Del mitgenommen hatte, legte eine Flugstrecke von 1400 Kilometer zurück.



Paul Séroulède †  
Paris, Führer der Patriotenliga.



### Die Erfindung eines nicht versinkbaren Rettungsbootes.

Vorführung des Bootes auf der Rhemse. Das neue Rettungsboot ist ähnlich wie ein Unterseeboot konstruiert, so daß auch beim heftigsten Sturm und Seegang ein Umschlagen oder Untersinken nicht zu befürchten ist. Seine Einführung auf dem Meere würde eine außerordentlich erhöhte Sicherheit gewähren.